

«Wie kann man dort leben!» sagen die Feinsinnigen unter meinen Freunden, wenn die Rede darauf kommt, daß ich in Sindelfingen wohne. Sie sind im Großstadtkern zu Hause oder in ländlicher Umgebung, sie schauen vom Fenster auf den See oder ins Milieu, sie hausen nicht immer behaglich, aber sie haben um sich Atmosphäre – zumindest nennen sie es so. Wenn sie an Sindelfingen vorbeifahren, im Zug oder auf der Autobahn, dann sehen sie verputzte Einfamilienhäuser zwischen viel Beton und Straßen, wie man sie sich in Los Angeles denkt. Grau, weiß und blau sind die beherrschenden Farben, Malerisches ist nicht auszumachen, selbst die Werksgebiete von IBM und Daimler-Benz wirken aufgeräumt. «Steril», sagen da die Feinsinnigen und treten vom Abteifenster zurück oder geben Gas. «Wie kann man dort leben!»

Als Frage ist der Satz interessant, und ich will versuchen, mich Sindelfingen auf Umwegen und vielleicht auch Irrwegen zu nähern, bis ich Antworten gefunden habe. Als Ausruf aber, hinter dem man Snobismus vermuten könnte, verdient er eine direkte Entgegnung:

Fast 55000 Menschen wohnen und leben in Sindelfingen – auf die feinsinnigen Unterschiede lasse ich mich nicht ein –, drei Jahre nach Kriegsende waren es nur 8500. Zehntausende hat es also in den letzten drei Jahrzehnten hierhergetrieben wie mich; und wenn wir darüber reden, sagen wir, es sei der Zufall gewesen. Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, daß der Zufall von Bedürfnissen gelenkt wurde: Wir suchten Arbeit und Verdienst, Schulen und ausreichenden Wohnraum, gute Luft und ein bißchen Wald in der Umgebung, Großstadtnähe und funktionierende Verkehrssysteme. Keine Annehmlichkeiten, sondern das, was der Mensch nötig hat. In Sindelfingen bekommt er es.

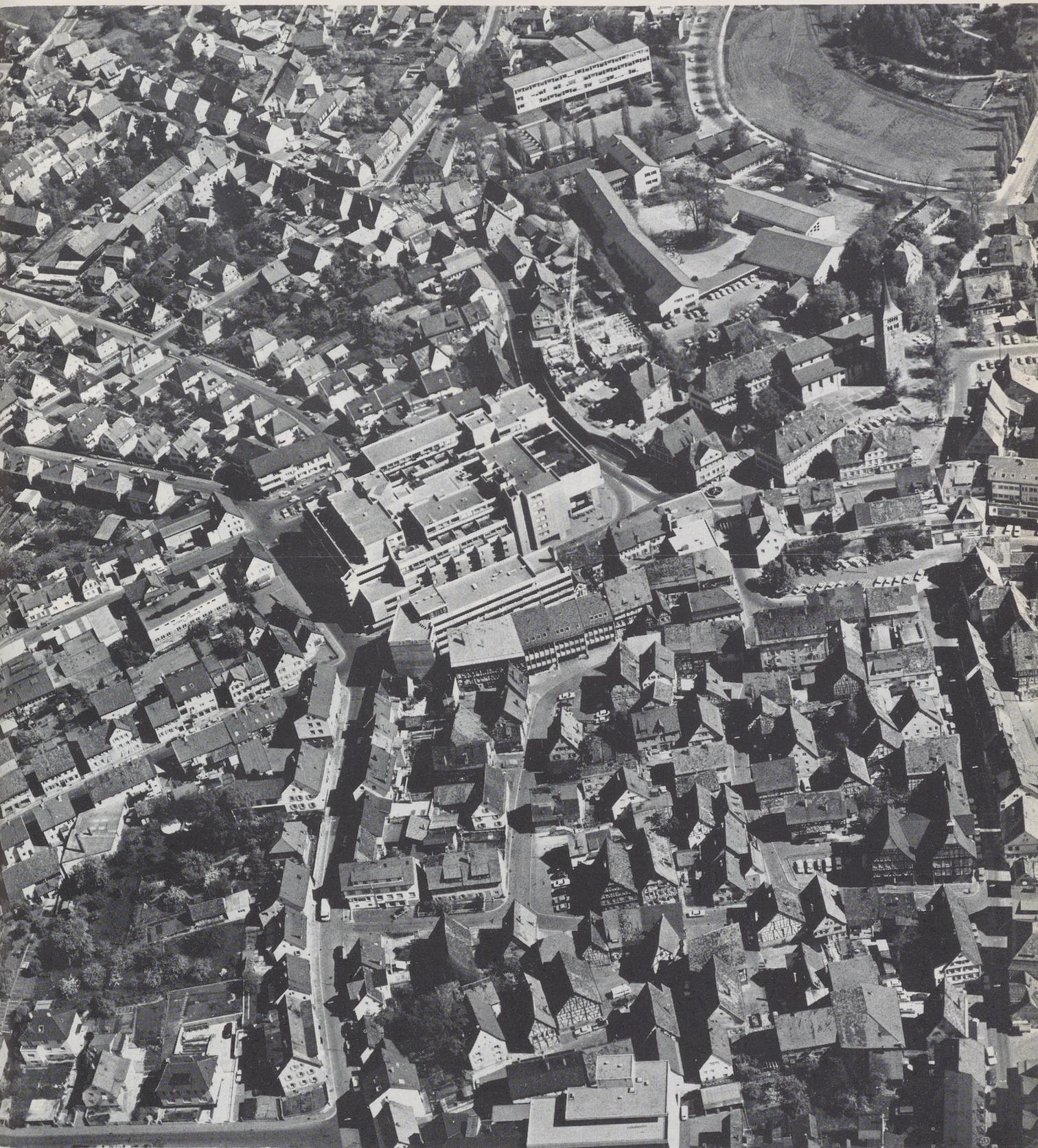
Anderswo bekommt der Mensch das Nötige nicht und kann dennoch leben. Zum Beispiel in den Benz-Baracken in Mannheim, wo an einer Fassade seit 1977, dem 50. Jubiläum der Obdachlosensiedlung, geschrieben steht: «Wir fordern: Familienfreundliche Wohnungen für alle.» Die rote Farbe wird langsam bleich. Immer noch leben hier in drei Zimmern sieben Personen, die Mutter beruhigt das jüngste Kind, während drei Arbeitslose ums Bier streiten und zwei Kinder die Sonderschule schwänzen. Die Straße heißt übrigens «Frohe Zuversicht». Oder in Berlin-Kreuzberg, acht Schlafstellen in zwei Zimmern, Toilette im Zwischenstock, Spülbecken

als Waschgelegenheit; und wenn bei elektrischem Licht auf dem Elektroherd gekocht wird, brennen die Sicherungen durch. Auch so wird in diesem Land noch gewohnt und gelebt, und kaum einer fragt, wie man das kann.

In Sindelfingen lebt sich's, zum Vergleich, gut. Es ist eine reiche Stadt, keine Stadt der Reichen. Sie hat die höchste Steuerkraft in Baden-Württemberg, ihre Einwohner verfügen über die höchste Kaufkraft und das höchste Durchschnittseinkommen im Musterlände. Sindelfingen hat auch die höchste Ausländerquote – fast 20 Prozent der Bewohner kommen aus fernen Ländern von Ägypten bis Zypern, die meisten aus der Türkei –, und die Gastarbeiter leben hier nicht im Slum. Unter dem guten Stern wurde ihnen eine eigene Siedlung zur Verfügung gestellt, die Stadt veranstaltet ihnen «Tage des ausländischen Mitbürgers» und lädt dabei zu Foto-, Mal- und Zeichenwettbewerben ein. Die Lebensmöglichkeit der Bürger, so steht es in einer städtischen Schrift, wird in Sindelfingen zu einer optimalen Blüte geführt.

Das ist nun schon eine merkwürdige Antwort auf die Frage, wie man in Sindelfingen leben kann. Die optimale Blüte der Lebensmöglichkeit scheint mir eine geistige und sprachliche Verwandte der Lebensqualität zu sein – wer erinnert sich nicht an das Kribbeln in der Magengegend, als man das Wort zum ersten Mal aus Politikermund hörte? Es klang so verheißungsvoll – und heute weiß immer noch keiner genau, was damit gemeint ist.

Da will ich lieber nach Beispielen suchen, die zeigen, daß Sindelfinger Bürger Spaß am Leben haben. Nach öffentlichen Beispielen natürlich, denn in die Wohnstuben schauen kann keiner. Sofort fällt mir das Freibad ein, vormittags, im Frühling, im Herbst und an kühlen Sommertagen. Bei Regen und unfreundlichen Temperaturen kommen da einander vertraute Gestalten über die asphaltierten Wege zwischen dem Rasen, nicken sich zu, wechseln ein paar anerkennende Worte und schwimmen dann nebeneinander, aber nicht miteinander, schon gar nicht gegeneinander ihre Bahnen. Man ist für sich und dennoch ganz locker miteinander verbunden, und durch diese Verbundenheit zieht sich auch ein Faden, den man im Rathaus wohl Bürgersinn nennen würde. Keiner dieser frühen Badegäste tritt in Schuhen auf den Rasen, jeder duscht, bevor er ins Becken steigt, die Umkleieräume vor den Toiletten sind hinterher nicht schmutziger als häusliche Ba-



dezimmer – denn, das sagen und das zeigen die Besucher, das ist doch unser Freibad, das halten wir in Ordnung, wir sind ja froh, daß wir unser Freibad haben. Zu späterer Tageszeit und vor allem, wenn

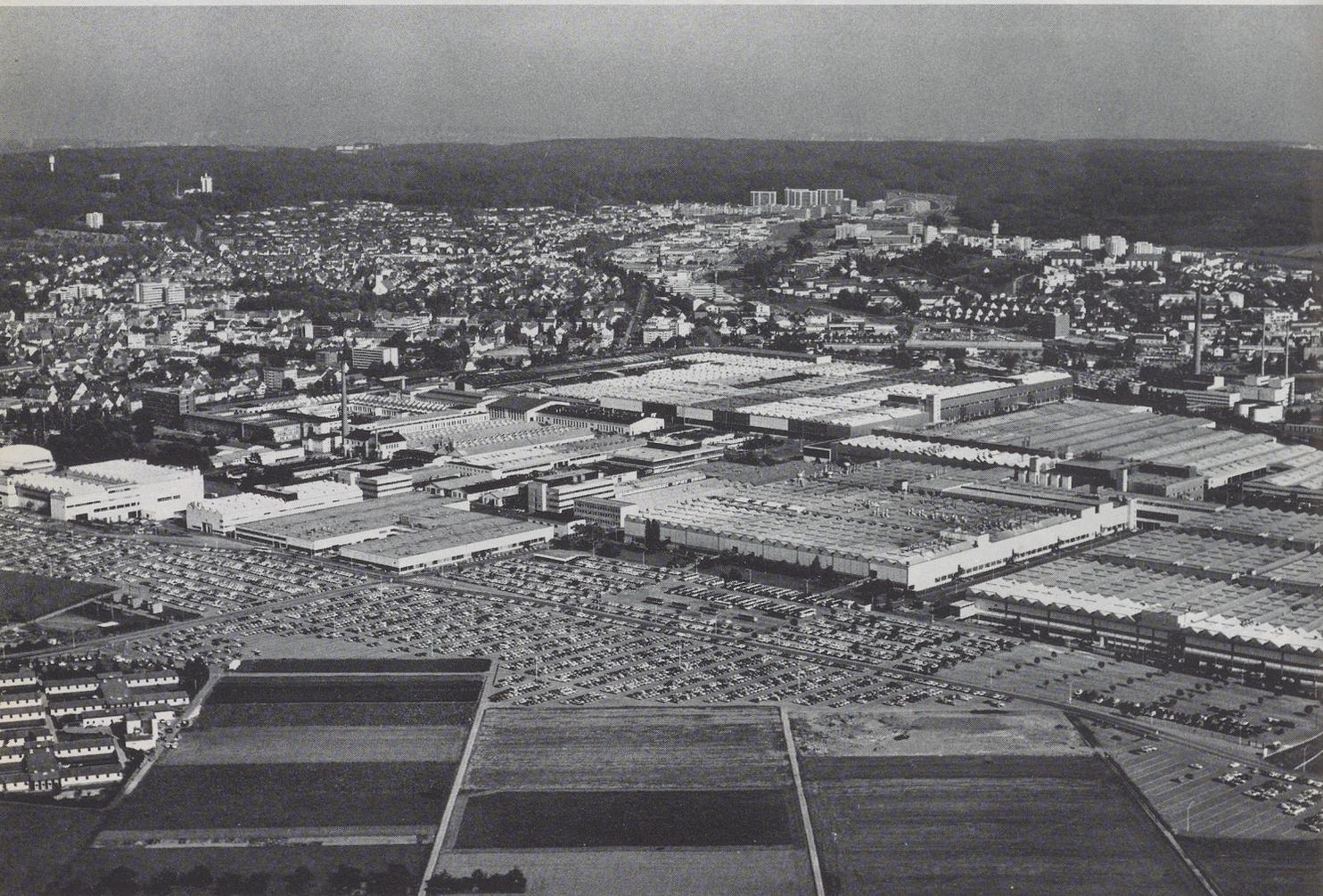
die Sonne scheint, entfremdet sich dann unser Freibad, es wird Teil des Badezentrums, das vom Württembergischen Schwimmverband als «vorbildliche Schwimmstätteneinrichtung» ausgezeichnet wurde

und mit seinen Besucherzahlen Rekorde schlägt. Dann ist es eine Attraktion der reichen Stadt, die neben Einkaufsparadies und Jeansladen im Werbefunk angepriesen wird. Aber, um auf die regnerischen, kühlen Vormittage zurückzukommen – immer wenn ich in Hamburg keuchende Mittdreißiger und flachbrüstige Mädchen um die Außenalster joggen sehe, von Autoabgasen umweht und vom Verkehrslärm begleitet, fallen mir die knackig-braunen Rentner und Hausfrauen am Sindelfinger Beckenrand ein, und es ist gar keine Frage, wer da mehr Spaß am Leben hat.

Natürlich wird auch in Sindelfingen gejoggt; auf dem Trimpfad im Wald, der sinnigerweise am Krankenhaus anfängt und endet, rüsten sich Programmierer und andere auf für den nächsten Arbeitstag. Als der Parcours, der trotz dieser Bezeichnung für Menschen und nicht für Pferde angelegt wurde, noch neu war, konnte man sich hier öfter über eine Dame freuen, die auf hochhackigen Schuhen und im Popelinemantel Kniebeugen machte. «Das ist Sport für jedermann, oder?» rief sie den Läufern nach, die lachend an ihr vorbeirannten. Seit

Jahren ist sie nicht mehr gesehen worden, und übrigens joggt man inzwischen auch kaum mehr in Jeans, es gibt besondere Anzüge dafür, die neuesten sind lila und orange. Wer einfach so im Wald spazieren gehen will, tut gut daran, in den späten Nachmittagsstunden die Gegend um den Trimpfad zu meiden, er kommt sich sonst zu auffällig vor.

Überhaupt dieser Wald zwischen Autobahn und der L 1188, die nach Leonberg führt! Auf dem Stadtplan sieht man, daß die Gewanne wunderbare Namen tragen: Hirschbuckel und Freßberg heißen sie, Seehau und Diebskarren, am besten gefällt mir der Bauerenlatz. Für den Spaziergänger aber ist es ein entsetzlich aufgeräumter Wald mit Tierlehrpfad und vielen Hinweisschildern: Hier geht's zum Skihang und dort zum Waldheim der Arbeiterwohlfahrt; am einen Rundweg tragen die Bäume blaue Tupfer und am anderen rote, überall stehen Bänke an asphaltierten Wegen, und wer quer durchs Gelände läuft, dem zeigen Zäune, daß er das nicht soll. Sonntags zwischen Mittagsschlaf und Kaffeestunde durchschreiten die Sindelfinger der mittleren Jahrgänge rudelweise diesen Wald, die Herren tragen dann





gern Kordeln am Hut und die Damen ein Nerzstückchen am Mantelkragen, und wenn man sie insgesamt betrachtet, könnte man meinen, mit diesen Kennzeichen wollten sie sagen: «Wir haben alles bezahlt und wohnen im Eigenen.» Das ist vielleicht unrichtig, aber so sehen sie aus.

An Werktagen ist der Wald voller Abenteuer, allein-spazierende Frauen, aber auch welche, die von Kleinkindern begleitet waren, können davon erzählen: Ihnen näherten sich allein-spazierende Männer mit befremdlicher Vertraulichkeit, manchmal auch gleich mit der geöffneten Briefftasche. Manche Frauen versuchten das Mißverständnis zu klären, andere schrien um Hilfe oder liefen davon, hinter-

her jedenfalls war allen klar, daß sie sich ahnungslos in die Nähe des gut frequentierten Sindelfinger/Böblinger Autostrichs begeben hatten. Dieses Gewerbezentrum wird im Umkreis der amerikanischen Kaserne häufig verlegt, und weil Unbeteiligte nie wissen, wann wohin, geht man in Sindelfingen werktags besser nur am Waldrand spazieren. Auch da gibt es Bänke und hübsche Wege, an den Villen der leitenden Angestellten von Krankenhaus und IBM vorbei, und neben der Natur genießt man einen Blick auf noch schöneres Wohnen.

Übrigens zeigt sich Sindelfingen von diesem nord-östlichen Höhenweg am Waldrand aus von einer seiner reizvollsten Seiten. Langgestreckt liegt die

Stadt im Tal, und wer sich nicht am Gewerbeviertel mit seinen vier klotzigen, dick nummerierten «Häusern der Konfektion» und den anderen Betonkästen festsieht, erkennt, daß die Stadt einmal ein schönes Bild hatte mit ihren roten Ziegeldächern und den Kirchtürmen, von denen einer zur romanischen Martinskirche gehört, einem Bauwerk, an dem Bürgerstolz sich freuen kann. Der Stadtkern läßt sich noch ausmachen mit seinen fünfhundert Jahre alten Fachwerkhäusern, die, es steht schon fest, erhalten bleiben sollen. Nach Westen zu verschwimmen geduckte Häuser in der Ebene des Strohgäus; und vor allem gegen Abend löst sich das alles in sanften Farben auf, rote Dächer, grüne Einsprengsel überall, der freundliche Hügel vom Herrenwäldle und dann das Graugelb der Ebene; man weiß, auch der Schwarzwald ist nicht weit. Die vereinzelt Hochhäuser im Stadtgebiet stören von hier aus nicht weiter. Im einen wird IBM-Nachwuchs ausgebildet, ein anderes hohes Wohnhaus gehört dem Daimler.

Nur als Nebenbemerkung: Sindelfinger Leser nahmen schmunzelnd zur Kenntnis, daß ein Autor, der sich zweifellos dem Volk verbunden fühlt, in einem seiner Romane von einem Mann schrieb, der «bei Mercedes arbeitet». Am nahen Bodensee müßte man eigentlich wissen, daß es das in Deutschland nicht gibt. In Mannheim schafft man «beim Benz», in Untertürkheim und Sindelfingen «beim Daimler». Einem Lokalwitz zufolge stürzen in Sindelfingen viele Häuser ein, wenn man ruft: «Alles weg, was dem Daimler gehört.» Zum Daimler gehören viele Sindelfinger, und sie sind darauf ebenso stolz wie auf ihre Zugehörigkeit zur Gewerkschaft. Wer beim Daimler schafft, fühlt sich aus ungeklärten Gründen den Parvenüs von der IBM überlegen. Doch als die Ringstraße in Sindelfingen in Hanns-Martin-Schleyer-Straße umbenannt wurde, sagten viele, die zum Daimler gehören: «Also, i weiß net recht.» Allgemein heißen die Straßen in dieser Stadt nach Bäumen, nach Vögeln, nach Musikern, Malern und geographischen Bezeichnungen.

Der Daimler prägt die Stadt in vielfältiger Beziehung. Überdurchschnittlich viele Autos, die hier parken, tragen den Stern – man fährt Jahreswagen. Und ein teurer Jahreswagen, den man nach zwölf Monaten ohne Verlust verkauft, ist kein Luxus; ihn zu fahren, empfiehlt die praktische Vernunft. Die gleiche Instanz rät dem Facharbeiter im bisher stets krisenfesten Werk, sich so bald wie möglich ein Grundstück zu kaufen und darauf ein Eigenheim zu bauen. Nichts Auffälliges – etwas Solides, so, wie's der Nachbar auch hat. Und so reiht sich in manchen Außenbezirken Einfamilienhaus mit Gärtchen an Einfamilienhaus mit Gärtchen – vernünftig, prak-

tisch und fürs Auge so kurzweilig wie Maschendraht. In andere Außenbezirke haben die Baugesellschaften ihre Beispiele praktischer Vernunft gesetzt – und hier wird nicht das Thema gewechselt, auch sie kreisen um den Stern und sind ihm personell und finanziell verbunden –, Hochhausklötze von atemberaubender Eintönigkeit, in denen praktischerweise viele Menschen auf vernünftig geringer Grundfläche wohnen können.

Der Daimler als Begriff steht für solide Wohlhabenheit. Die IBM – nur Unkundige sprechen von der Ai Bi Em – hat dagegen etwas Neureiches, auch Schickes; und an ihrer Progressivität ist manches, wovon man noch nicht weiß, wohin's führt. Die Sindelfinger Schulabgänger wissen, daß man bei der IBM mehr Geld verdienen kann als beim Daimler. Sie wissen aber auch, daß man mit einer Lehre als technischer Zeichner beim Daimler hinterher überall unterkommt, während die verkürzte Lehrzeit bei der IBM von anderen Firmen nicht anerkannt wird. Außerdem sagen alteingesessene Sindelfinger Eltern oder entsprechend angepaßte: «Willst du riechen wie ein IBMer?» Denn die riechen, sagt man hier, alle gleich. Das stimmt natürlich nicht. Sie riechen höchstens alle gleich teuer. Und sie haben auch nicht alle das gleiche Aktenköfferchen mit dem Stahlrahmen. Wenn einer eine echt antike Dokortasche hat, möglichst mit Zertifikat, dann nimmt er die auch mit in die Konferenz. Die IBM trägt zwar zur Finanzkraft der Stadt bei und zu ihrer guten Arbeitsstruktur, aber sie bleibt bei dem Bevölkerungsteil, der nichts mit ihr zu tun hat, ein wenig suspekt. Das kommt wohl auch daher, daß die IBMer, wenn sie wollen, ihre Freizeit ganz unter sich verbringen können – auf IBM-Tennisplätzen, in IBM-Kegelklubs, in diesen und jenen firmenverbundenen Zirkeln, in denen, und das ist natürlich wieder eine Bosheit aus dem anderen Lager, neben der Erholung auch die Arbeitsmotivation kräftig gepflegt wird.

Daß die IBM trotz der möglichen oder vermeintlichen Isolierung ihrer Angestellten eine wichtige Rolle in der Stadt spielt, läßt sich an den Straßen ablesen – von jeder wichtigen Verkehrsverbindung führt ein kurzer Weg, schwarz auf weiß beschildert, zu einem Haus der IBM, deren Initialen man nach einem arabischen Witz auch so deuten kann: In-schallah – Bukra – Malesch: Wie Gott will – morgen – alles egal.

Weitere – und breitere – Straßen haben auch die anderen Firmen verlangt, die sich hier niederließen, Bauunternehmen und Metallgießereien, Textilzentren und das Einkaufsparadies zwischen Stadt und Wiese, das sich einzigartig in Europa nennt. Und so



gehen die Sindelfinger, die am Sonntagnachmittag nicht in ihren aufgeräumten Wald wollen, zwischen Autobahnen und Zufahrtsstraßen spazieren und sehen ein, daß solche Verkehrswege praktisch und vernünftig sind.

Ob die Stadt mit ihren Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten Menschen von praktischer Vernunft anzieht oder ob sie ihnen diese Qualität vermittelt, darüber möchte ich nicht spekulieren. Jedenfalls habe ich noch nie von einem Protest gegen diese praktisch breiten Straßen, gegen diese vernünftige Bebauung

gehört. Noch nie hat hier ein Sprechchor gerufen, er wolle mehr Schönheit, mehr Phantasie, mehr Anheimeliges im Stadtbild. Es gab eine Bürgerbewegung zur Rettung der Altstadt, aber die war im Zug der Zeit auch eher vernünftig. Immerhin war ihre Einsicht ins Nötige nicht so ausschließlich gegenwartsbezogen wie die der Häuser- und der Straßenbauer, sie schloß die Vergangenheit mit ein. Von der Zukunft, die weiter reicht als die nächste Generation, sprechen eigentlich nur die Umweltschützer mit ihren leisen Stimmen. Sie warnen davor, wei-

tere Frischluftschneisen zuzubauen, die angemessene Verdichtung der Wohngebiete, so drücken sie sich aus, zu überziehen.

Dagegen kann die Stadt einwenden, daß sie die verdichteten Wohngebiete immer gleich auch verschönert. Ein sinnfälliges Beispiel dafür ist der Goldberg. Vor zehn Jahren noch gab es in diesem Stadtteil Wiesen mit Bäumen, einen Bach und einen natürlichen See. Das alles war nicht fein gepflegt, es war wie auf dem Lande. Für die Kinder waren es Bäume zum Klettern, Wiesen zum Spielen, ein Teich zum Schlittschuhlaufen und ein Bach zum Waten, in dem man noch dazu Kaulquappen fand. Es war ein wunderbares Land der Abenteuer, mit dem kein ausgedachter, vorfabrizierter Spielplatz wetteifern konnte. Als der Goldberg immer mehr von Gewerbeflächen eingekreist wurde, die sich zum größten zusammenhängenden Gewerbegebiet innerhalb des ganzen Nachbarschaftsverbandes Stuttgart ausgewachsen, hat die Stadt das übriggebliebene Grün zivilisiert. Heute sind hier Grünanlagen mit Kleingärten, Feuerstellen, Spielplätzen, einem Café mit Seeterrasse und gegliederten Wasserflächen. Die Kinder spielen auf den dafür vorgesehenen Quadratmetern, gehen sittsam an den Zäunen der Kleingärten vorbei, dürfen im Café eine Limo trinken und am See die Enten füttern. Von Schlittschuhlaufen und Klettern und Kaulquappenfangen ist keine Rede mehr. Die Vogelvolieren in dieser preisgekrönten Freizeitanlage nennen manche Kinder das Vogel-KZ, weil da alle Tiere eingesperrt sind. Die Eltern erschrecken dann und erklären, warum man das nicht sagen darf.

An warmen Tagen sitzen am See viele Menschen nahe beieinander auf geschmackvoll entworfenen Bänken. Häufig kommt ein Junge vorbei, der auffällt. Seine Kleidung ist zwar sauber und ganz, aber sie scheint ihm nicht zu passen, und er ist entweder zu dick oder zu dünn angezogen. Er setzt sich zu irgendeinem, der ihm gefällt, und fragt: «Hilfst du mir rechnen? Und dann denken? Wir könnten zusammen was denken – denken ist schön.» Aber der Junge denkt anders als die, die er fragt, und darum wird nichts draus. Der Junge wird jedoch fast immer freundlich behandelt, und wenn er weitergeht, dann geht er, weil er es so will. Daraus ist nichts zu schließen. In einem Hochhaus nicht weit von dem reizenden See schreit nachts zuweilen eine Frau in einer fremden Sprache aus Träumen heraus, die sie keinem erklären kann. Hausbewohner rufen dann die Polizei, auch das Gesundheitsamt wurde schon alarmiert. Eigentlich muß man Mitleid mit ihr haben, sagen die Hausbewohner, aber man hat doch auch sein Recht auf Ruhe.

In der Sindelfinger Chronik wird aus dem Jahr 1665 berichtet, daß die Frau des Bauern Hans Glaser beinahe in einen Hexenprozeß verwickelt worden wäre, als ein Kind an dem Genuß eines Stück Brotes mit Gsälz gestorben war. Die Mutter des Kindes hatte behauptet, die Frau Glaser habe dem Kind etwas «beigebracht».

Daraus sind keine Zusammenhänge zu konstruieren. Man kann nur darüber nachdenken, wie wenig sich die Reaktionen der Menschen in über dreihundert Jahren verändert haben. Wenn scheinbar Unerklärliches sie ängstigt, rufen sie nach Obrigkeit und Amt. Mit Sindelfingen hat das nur wenig zu tun, auch wenn man bei Gängen aus der verwinkelten Altstadt in die überschaubaren Außenbezirke meint, Wechselwirkungen zwischen Stadtarchitektur und menschlichem Verhalten auf der Spur zu sein.

Sindelfinger verhalten sich, soweit man verallgemeinern kann, unauffällig. Manchmal gibt es im Jugendhaus Krawall, aber die da randalieren, sind drei Jahre später weg aus der Stadt oder verkaufen in einer Boutique Kunstgewerbe mit großen Gewinnspannen. Ende der sechziger Jahre, als anderswo die Studenten auf die Straße gingen, hielt im traditionsreichen humanistischen Gymnasium ein schöner Junge mit schwarzem Haar eine Abiturientenrede, bei der es manche Zuhörer fröstelte. Hinterher beglückwünschten dennoch viele die Mutter zur Formulierungskunst des Sohnes, und der Direktor wies darauf hin, daß der Junge diese Kunst immerhin auf dem gerade geschmähten Gymnasium gelernt habe. Das wirkte beruhigend. Der Junge ist heute Mathematiker und vergißt nie, höflich die zu grüßen, die er von damals her kennt. Man sieht ihn manchmal bei Konzerten oder bei Vernissagen in der städtischen Galerie.

So lebt man in Sindelfingen in mäßigendem Abstand vom Zeitgeist wie überall in deutschen Ballungsräumen. Über Rathaus und Sporthalle steht nicht mehr der trauliche Mief von Krähwinkel, doch wenn ein allzu frischer Wind durchs Land weht, bricht er sich an glatten Betonwänden. Dahinter wird hart gearbeitet, damit der Wohlstand erhalten bleibt und die Leuchtreklame in der Nacht nicht erlischt.

Anmerkung

Diesen Essay hat die Autorin für die Sendung PRISMA des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen geschrieben. Die bildlichen Ergänzungen und Einladungen zu weiteren «Umgehungen» hat Manfred Grohe beigezeichnet; seine beiden Luftbilder wurden freigegeben vom Regierungspräsidium Tübingen unter Nr. 42/1673 und Nr. 42/1646.